



DER BISCHOF VON LIMBURG

Dr. Georg Bätzing

PREDIGT ZUM STADTKIRCHENFEST

25. AUGUST 2024 | DOM ST. BARTHOLOMÄUS FRANKFURT

TEXTE: OFFB 21,9B-14 – JOH 1,45-51

Von offenen Städten und Gründerfiguren sprechen die biblischen Lesungen heute zu uns und regen an, beim diesjährigen Stadtkirchenfest in Frankfurt weiter darüber nachzudenken, liebe Geschwister im Glauben.

Die Vision von der heiligen Stadt Jerusalem, die sich vom Himmel auf die Erde niedersenkt, wird am Ende der letzten Schrift des Neuen Testaments Christinnen und Christen in großer Bedrängnis als Hoffnungsbild angeboten. Offene Städte sind Zufluchtsorte. Das gilt für die Antike ebenso wie für unsere Zeit. Die offenen Tore signalisieren einladend: Hier kannst du leben, hier findest du Auskommen und einen sicheren Ort. Frankfurt ist ja das beste Beispiel dafür, dass Menschen aus allen Himmelsrichtungen hierherströmen. Das beständige Anwachsen der Einwohnerzahl ist Chance und Herausforderung zugleich. Hier werden in globalen Dimensionen Geschäfte gemacht, hier wird die Wirtschaft angekurbelt, werden finanzpolitische Entscheidungen gefällt. Hier kommuniziert die Welt in allen bekannten Sprachen. Hier gelingt Integration und Verständigung zwischen verschiedenen Kulturen, Weltanschauungen und religiösen Gemeinschaften (meistens). Aber auch die ganze Not und menschliches Elend in allen Spielarten spiegeln sich hier und stellen die Verantwortlichen der Stadt und die Bürgerschaft vor enorme Herausforderungen. Und wie bei der Frage bezahlbaren Wohnraumes für Menschen unterschiedlicher wirtschaftlicher Leistungsfähigkeit sind auch die nötigen sozialen und karitativen Unterstützungsangebote nie wirklich genug. Dass es hier in dieser Stadt gelingt, Neiddebatten und spalterische Parolen im Zaum zu halten, ist Frucht eines enormen Engagements vieler unterschiedlicher Einzelner und Gruppierungen. Dafür möchte ich Ihnen, lieber Herr Oberbürgermeister, heute einmal stellvertretend Dank und große Anerkennung aussprechen.

Die offene Stadt, deren leuchtende Mitte Gott selbst ist, das ist das eschatologische Zukunftsbild des christlichen Glaubens. Eine Stadt der Vielfalt, nicht des Uniformismus; eine Stadt der unterschiedlichen Zugänge und Motivationen, nicht eines oktroyierten Einheitsideals; eine Stadt kultureller Buntheit, in der der eine Glaube sich in unterschiedlichen Sprach- und Symbolkulturen ausdrücken darf; eine Stadt, in der alle suchen und unterwegs sind – angezogen vom Geheimnis unseres Gottes, der fasziniert und die eigenen Vorstellungen und Bilder doch immer wieder sprengt: Das ist die Kirche Jesu Christi. Und ich finde, auch hier leben Christinnen und Christen in der Stadt Frankfurt bereits in einem Zustand der Pluralität, der sich anderswo erst allmählich abzeichnet. Im Interview zum Neustart in der gewählten Doppelspitze der katholischen Stadtkirche haben Christiane Moser-Eggs und Michael Thurn darüber gesprochen: „Die Frankfurter Stadtkirche ist wie die Stadt selbst: liberal, weltoffen, sozial, interkulturell. Das ist eine gute Tradition, die gilt es weiterzuentwickeln.“

Ja, längst ist die Frankfurter Stadtkirche nicht mehr einfach eine der deutschen Mehrheitsgesellschaft. Die vielen muttersprachlichen katholischen Gemeinden mit ihren eigenen Kulturen, mit ihren Kirchenbildern und Frömmigkeitsformen prägen das Bild. Und – wir müssen es neidlos zugestehen – sie entwickeln eine Lebendigkeit in ihren Gemeinschaften und auch im Gottesdienst, wie wir sie uns in unseren angestammten Pfarreien und Kirchorten gern sehen würden. In dieser Situation stecken noch viele Herausforderungen. Und ich wünsche mir als Bischof aller dieser katholischen Kulturen im Bistum Limburg, dass wir vorleben, was wir uns von einer kulturell vielfältigen

Stadt wünschen. Und vermutlich können wir hier von anderen noch viel lernen. Nicht Abgrenzung, sondern Zusammenwirken; nicht Kirchturmdenken, sondern tätige Grenzüberschreitung auf das, was die Menschen brauchen, um friedlich und würdevoll ihr Leben zu leben. Das gibt die Richtung vor, der wir als Stadtkirche in Frankfurt mit all unseren Einrichtungen, Ressourcen und engagierten Menschen dienen wollen. Und noch etwas haben die beiden im Antrittsinterview gesagt, das ich sehr unterstreichen will: „Wir schulden der Stadt das Reden von Gott.“ Denn das ist unser Markenkern. Das können andere nicht. Wir sind geleitet von der Überzeugung, dass Gott das Leben von Menschen und unser Zusammenleben lichtvoll und hoffnungsfroh macht. Liebe Geschwister im Glauben, die Lesung des heutigen Tages wäre es wert, noch viel intensiver miteinander besprochen und als Ausgangspunkt für ein Leitbild der Kirche in dieser Stadt gedeutet zu werden.

Bartholomäus, Apostel Jesu Christi, der Patron der Stadt und des Domes, ist Anlass dieses Festes. Er steht als Gründerfigur für eine Verbindung aus Tradition und Innovation. Auch das prägt nach meinem Erleben die Suchbewegung der katholischen Kirche in dieser Stadt. Die Frankfurterinnen und Frankfurter können insistieren, wenn es um Veränderung, Experimentierräume und Innovationslabore geht. Ich bin dankbar dafür, auch wenn ich in der Gesamtverantwortung für unser Bistum nicht immer gleich allem zustimmen kann. Und gleichzeitig – und das war für mich am Beginn meiner Zeit doch erstaunlich – pflegt man hier die Tradition. Frankfurt ist sich seiner Geschichte bewusst: Die Gründung durch Karl den Großen, der Kaiserdom als Wahl- und Krönungskirche der römisch-deutschen Kaiser; das Apostelpatrozinium, das Frankfurt mit Rom, Trier und Santiago de Compostela in eine bedeutende Reihe von Städten stellt, stehen dafür. Ich darf es hier ja einmal ehrlich gestehen: Die traditionsreiche Verehrung Karls des Großen als Seligen beim Karlsamt mit manchem Pomp bringt mich manchmal an emotionale Grenzen; denn die Ambivalenz dieser geschichtlich großen Gestalt in politischen und religiösen Belangen ist doch offensichtlich. Aber die übergroße Zahl der Teilnehmerinnen und Teilnehmer zeigt mir: Die Frankfurter schätzen ihre Traditionen. Die Erinnerung an Gründerfiguren ist ja tatsächlich kostbar.

Die „Kleine Selbsterforschung“ von Klaus Nagorni (*1948) lädt zu einer Besinnung ein, um nicht geschichtsvergessen dahin zu leben: „Auf welchen Schultern stehst du? | In wessen Spuren gehst du? | Mit welchen Augen siehst du? | In welchen Büchern liest du? || Mit welchem Segen lebst du? | An welchen Plänen webst du? | An welchen Orten weilst du? | Und wessen Leben teilst du?“

„Die Tradition ist das Land unserer Herkunft, und sie ist das Land, das wir verlassen müssen, um darin zu wohnen“, hat der Theologe Fulbert Steffensky (*1933) geistvoll festgestellt (Fulbert Steffensky, *Schutt und Asche. Streifzüge durch Bibel und Gesangbuch*, Stuttgart 2023, 215). Das finde ich im besten Sinne katholisch. Und Tomáš Halík (*1948), der tschechische Philosoph und Theologe bedenkt es weiter: „Die Bewahrung der Tradition ist ein schöpferischer Akt. [...] Die Tradition ist immer eine Reinterpretation vom Vorherigen – während Traditionalisten an diesem Punkt untreu werden.“ Das heißt, wer nicht deuten, weitergehen, suchen und fragen und entwickeln will, der hört auf zu bewahren. Für mich steht Natanael Bar Tolmai für diese Art des Umgangs mit der kostbaren Tradition. Er lässt sich von Philippus auf Jesus ansprechen, aber er unterdrückt seine Fragen nicht – auch nicht dem gegenüber, der ihn längst kennt. Er lässt sich rufen und senden, aber nicht fraglos. So, liebe Geschwister im Glauben, geschieht doch religiöse Prägung. Die reinen Wahrheiten des Glaubens wären kalt und blieben äußerlich, würden sie nicht durchgeknetet durch die Fragen, Zweifel und Krisen unseres gelebten Lebens. Die großartigen Einsichten unseres christlichen Glaubensbekenntnisses wollen durchgekaut werden, damit sie wie gutes Brot Süße entfalten können und nahrhaft sind. Traditionen einfach festzuschreiben, auch die jungen Traditionen unserer kirchlichen Sozialgestalten der letzten Jahrzehnte, das hieße wirklich, dem kirchlichen Sendungsauftrag untreu zu werden und am Ende leblos zu erstarren. Für wen sind wir da? Wem dient unser Glaube? Wem kommen unser kirchliches Engagement und all unsere Strukturen zugute? Diese Fragen gilt es zu beantworten. Und wenn es dann – auch angesichts des offenkundigen Ressourcenmangels – nötig wird, von Liebgewordenem Abschied zu nehmen, dann deshalb, weil es um der Menschen willen geschieht und um der Frohen Botschaft von Jesus Christus willen, die zu bezeugen wir allen Menschen gegenüber beauftragt sind.

Wer zu den Gründerfiguren einen der Apostel Jesu Christi zählt, der kann sich nicht damit zufrieden geben, einfach im Gewohnten zu verharren, der wird vielmehr bereit sein aufzubrechen. Glauben Sie, liebe Geschwister im

Glauben, es wäre einem dieser Männer aus Galiläa leicht gefallen, Familie und Heimat zu verlassen? Bartholomäus soll bis nach Armenien gekommen sein und dort Jesus bezeugt haben. Und die Armenier sind sich dieses frühen Ursprungs des Christentums in ihrem Land bis heute sehr bewusst. Warum tat Natanael das? Man könnte sagen: aus Überzeugung, aus Faszination für Christus, aus Liebe zu ihm. Wahrscheinlich aber auch, weil sich erfüllt hat, was ihm Jesus versprach: „Du wirst noch Größeres sehen, du wirst den Himmel offen sehen“ (vgl. Joh 1,50f.). Na, wenn das nicht lohnt.